

*„Es gibt viele tüchtige Frauen“, sagt er; „aber du bist die allerbeste!“  
Anmut und Schönheit sind vergänglich und kein Grund,  
eine Frau zu rühmen; aber wenn sie den Herrn ernst nimmt,  
dann verdient sie Lob. Ihre Mühe darf nicht unbelohnt bleiben:  
Für das, was sie leistet, soll die ganze Stadt sie ehren.“*

Sprüche 31,29-31 (Gute Nachricht Bibel)

# Prolog

Dezember 1941



## Virginia

Virginia Mitchell beobachtete, wie ihr Mann den Sonntagsbraten aufschnitt, und fragte sich, ob er ein Verhältnis hatte. Er widmete dem Tranchieren des Bratens in diesem Moment mehr Aufmerksamkeit als ihr während der ganzen Woche. Harold verreiste beruflich sehr oft, sodass er reichlich Gelegenheit hatte, auf Abwege zu geraten. Morgen würde er wieder eine Reise antreten. Jetzt legte er das Messer fort und nickte beifällig.

„Der Rinderbraten sieht gut aus, Virginia. Gar nicht trocken oder zäh.“

Erleichtert seufzte sie auf. „Ich hatte schon Sorge, er wäre verdorben. Die Predigt war recht lang.“

„Der neue Pastor reitet gerne auf seinem Thema herum.“ Harold warf ihr sein charmantes Lächeln zu, bei dem ein liebenswertes Grübchen in seiner linken Wange erschien.

Virginia hätte nie einen so attraktiven und intelligenten Mann wie Harold Mitchell heiraten sollen. Ständig machte sie sich Sorgen, dass er eine andere Frau finden könnte, die anregender war als sie. Eine, im Vergleich zu der sie ihm fade und langweilig erschien. Virginia sah immer in seinen Taschen nach, wenn er von einer Reise nach Hause kam, und durchsuchte jedes Fach seines Koffers nach verräterischen Hinweisen darauf, dass er mit einer anderen Frau zusammen gewesen war. Sie roch sogar an seinen Hemdkragen und dem Revers seiner Anzüge, um eventuelle Spuren von Parfüm ausfindig zu machen. Ein- oder zweimal hatte sie geglaubt, einen ungewohnten Duft feststellen zu können.

Die Sorge fraß sie auf, so wie ihre Familie dieses Sonntagsessen auf-  
fraß: Harold häufte dicke Fleischscheiben auf seinen Teller, der neun-  
jährige Allan schaufelte sich mit der Gabel Kartoffelpüree in den Mund  
und Herbert mit seinen sieben Jahren schlang das Aspik hinunter, als  
befände er sich in einem Wettlauf gegen die Zeit. Wenn sie nur sicher  
wüsste, dass Harold wirklich eine Affäre hatte.

Aber was würde sie dann tun? Ginny hatte unzählige Male darüber  
nachgedacht, während sie seine Taschen durchsucht hatte. Sie konnte  
ihn nicht verlassen. Wie sollte sie sich und ihre beiden Söhne ernähren?  
Sie müsste eine Arbeit finden, und sie hatte keinerlei Ausbildung oder  
Berufserfahrung, außer als Hausfrau.

Sie beobachtete, wie Harold Soße über seine Stampfkartoffeln goss,  
und dachte, dass es vielleicht besser war, wenn sie es nicht wusste. So  
war sie nicht gezwungen zu entscheiden, ob sie stillschweigend mit  
dem Wissen leben und ihm verzeihen oder ihn verlassen sollte. Sie  
hatte genug Mühe zu entscheiden, was es zu Mittag geben sollte, wie  
könnte sie da eine derart schwerwiegende Entscheidung treffen? Ginny  
machte sich nichts vor – wenn ein Mann erst einmal ein *Schwerenöter*  
war, konnte man ihm niemals mehr trauen.

Sie hatte *Schwerenöter* als neueste Vokabel in ihren Wortschatz auf-  
genommen. Ein *Schwerenöter* war jemand, der anderen Frauen nach-  
stellte. Seit über einem Jahr benutzte Ginny jetzt schon ein Synonym-  
lexikon und ein Wörterbuch, um ihren Wortschatz zu verbessern. Ei-  
nerseits um Harolds willen, da sie hoffte, dadurch Gespräche führen zu  
können und andererseits um ihrer selbst willen, damit sie sich weniger  
minderwertig fühlte. Sie hatte die beiden Bücher während ihres ersten  
und einzigen Jahres im College gekauft, und seither hatten sie nur im  
Regal gestanden – abgesehen von den wenigen Gelegenheiten, bei de-  
nen sie damit Blumen gepresst hatte. Sie hatte im Synonymlexikon das  
Wort *Playboy* nachgeschlagen, weil sie sich daran erinnerte, dass Ha-  
rold vor ihrer Heirat diesen Ruf gehabt hatte. Das Wort *Playboy* hatte  
zu *Schwerenöter* geführt.

War er einer? Und wollte sie das wirklich wissen? Sie beobachtete,  
wie er mit der Gabel die grünen Bohnen aufspießte, und das Herz tat  
ihr weh vor Liebe zu ihm. Wenn er sie doch nur halb so sehr lieben  
würde, wie sie ihn liebte.

Harold hatte wie üblich die Unterhaltung bei Tisch in die Hand ge-

nommen und fragte die Jungen nach ihren Hausaufgaben und Pfadfinderprojekten. Ginny hatte nichts Neues zu berichten. Sie kam sich dumm, langweilig, *geistlos* vor – noch so eine Vokabel. Ihr Leben war uninteressant und öde, tagein, tagaus. Wenn sie nur aufregende, anspruchsvolle Dinge tun könnte und eine Frau mit Zielen und festen Vorstellungen wie Eleanor Roosevelt wäre. Dann hätte Harold keinen Grund, ein *Schwerenöter* zu sein.

Die Flammen der Kerzen verschwammen vor ihren Augen, als ihr die Tränen kamen. Bemerkte überhaupt irgendjemand, was für eine Mühe sie sich gab, das sonntägliche Mittagessen zu einem besonderen Ereignis zu machen? Sie hatte Kerzen angezündet, ihr gutes Porzellan und Tafelsilber aufgelegt, den Tisch mit einer weißen Damastdecke und Servietten gedeckt. Sonntag war der einzige Tag, an dem ihre kleine Familie den ganzen Tag zusammen war, und sie wollte das würdigen. Sie gingen immer in die Kirche und zogen ihre Sonntagskleidung an. Die Jungen sahen in ihren Anzügen und Krawatten wie kleine Männer aus, doch Ginny hatte keine Eile damit, dass Allan und Herbert erwachsen wurden. Sie wünschte, die beiden wären noch Babys oder zumindest Kleinkinder in kurzen Hosen. Harold schimpfte ständig mit ihr, weil sie die Jungen zu sehr verwöhnte.

Virginia sah zu, wie die Stampfkartoffeln und der Pudding in den hungrigen Mäulern ihrer Familie verschwanden und der Braten zu ein paar wenigen Fetzen zusammenschrumpfte. Kurz darauf hatten Harold und die Jungen auch den Apfelkuchen verzehrt, den sie gebacken hatte. Dann standen sie vom Tisch auf und verschwanden im Wohnzimmer. Harold seufzte, während er es sich mit der *Sunday Times* im Sessel bequem machte. Die Jungen streckten sich zusammen mit dem Hund und ihren Comicheften auf dem Boden aus. Vielleicht sollte Ginny mehr als nur die Überschriften lesen. Vielleicht sollte sie sich für die Ereignisse in Europa interessieren, so wie Harold es tat. Vielleicht würden andere Frauen keine so große Versuchung darstellen, wenn sie mit ihm über Politik diskutieren könnte.

Aber die Politik musste warten, bis sie das Geschirr gespült und abgetrocknet hatte. Virginia ließ den Blick über den verwaisten Tisch schweifen und ihr war zum Weinen zumute. All die Arbeit: die Tischdecke und die Servietten zu bügeln, die Kartoffeln zu schälen, die grünen Bohnen zu putzen, dafür zu sorgen, dass das Fleisch genau richtig

gewürzt war und die Bratensoße keine Klümpchen hatte, den Kuchenteig auszurollen, die Äpfel zu schälen und in gleichmäßig dicke Schnitze zu teilen – eineinhalb Stunden Arbeit in einer stickigen Küche, und die Mahlzeit war in einundzwanzig Minuten vorüber. Es würde eine weitere Stunde dauern, bis sie alles aufgeräumt hatte. Und es war eine so *geistlose* Arbeit. Kein Wunder, dass Harold sich mit ihr langweilte ... sie fand sich ja selbst langweilig. Sie wünschte, sie wäre mutiger, klüger, selbstbewusster – wie Eleanor Roosevelt.

Virginia trocknete gerade die letzten Töpfe und Pfannen ab, als das Telefon klingelte. „Hallo Ginny! Hörst du Radio?“, fragte ihre Nachbarin von nebenan ganz atemlos.

„Nein, warum?“

„Stell es besser an. Wir sind angegriffen worden.“

„Angegriffen? Wie meinst du das?“ Aber Betty hatte schon wieder aufgelegt. Ginny eilte ins Wohnzimmer und stieg über Harolds ausgestreckte Beine und Allans überall verstreut liegende Comics, um das Radio einzuschalten. Es sprang mit einem hohlen Knackgeräusch an.

„Wer war das am Telefon?“, fragte Harold, während die Röhren des Radios sich aufwärmten.

„Betty Parker. Sie sagte, wir sollten das Radio anmachen. Außerdem erwähnte sie etwas von einem Angriff.“ Atmosphärische Störungen quietschten, als Ginny den Drehknopf betätigte und schließlich einen Sender fand. Es dauerte eine Weile, bis ihnen die Bedeutung der Worte, die der Sprecher in erstem Tonfall vortrug, bewusst wurde.

*„Noch immer steigt dichter Qualm vom Marinestützpunkt in Pearl Harbor auf, wo die Pazifikflotte der USA vor Anker liegt, und von Hickham Field, wo den Berichten zufolge mehr als einhundert US-Flugzeuge am Boden zerstört wurden. Es gibt noch keine Informationen darüber, wie viele Schiffe beschädigt wurden. Bis jetzt wurde bestätigt, dass zweihundert Soldaten getötet wurden, aber man geht davon aus, dass die Zahl der Opfer weiter steigt.“*

Harold ließ die Zeitung sinken und rutschte auf seinem Sessel nach vorne. Allan sah mit großen Augen von seiner Lektüre auf. „Was ist passiert, Papa?“

„Schhh ... hör zu.“

*„Es gibt Augenzeugenberichte, die besagen, dass das Wappen der aufgehenden Sonne auf den Tragflächen der angreifenden Flugzeuge zu sehen*

*gewesen sei. Bislang unbestätigt ist die Meldung, dass die Japaner Flugzeugträger benutzten, um die Flugzeuge in Angriffsdistanz zu bringen. Wir wiederholen noch einmal: Heute Morgen gegen 7.55 Uhr Ortszeit hat Japan einen Überraschungsangriff auf unsere amerikanischen Militärstützpunkte in Hawaii geflogen und weitreichende Schäden verursacht. Präsident Roosevelt ist offenbar mit hochrangigen Persönlichkeiten in Washington zusammengetroffen und es wird erwartet, dass er den Kongress auffordern wird, den Krieg zu erklären.“*

*Krieg!* Das Wort jagte Ginny einen Schauer der Angst über den Rücken. Was würde mit ihren Kindern geschehen, mit ihrem Zuhause? Musste Harold in den Krieg ziehen und kämpfen? Mit seinen fünf- und dreißig Jahren war er im wehrpflichtigen Alter. Sie blickte sich in dem Zimmer um, das noch vor wenigen Augenblicken so sicher gewirkt hatte, und ihr war, als hätten die Japaner ihr Haus angegriffen. Plötzlich schienen ihr die Wände dünn und einsturzgefährdet zu sein und ihre Kinder schwache Bündel aus Fleisch und Blut, die nur einen Herzschlag vom Tod entfernt waren.

„Harold! Was sollen wir tun?“

„Immer mit der Ruhe, Virginia.“

„Aber wir sind angegriffen worden! Was ist, wenn die Japaner in unser Land einmarschieren?“

„Du machst dir zu viele Gedanken. Es ist meine Aufgabe, diese Familie zu beschützen.“

„Aber ich komme mir so hilflos vor! Ich will etwas tun!“

Er blickte sie nachsichtig an. „Ich könnte eine Tasse Kaffee brauchen. Ist noch welcher da?“

*Kaffee?* Sie konnte nichts tun, außer *Kaffee* zu kochen? Virginia erkannte, dass es sein Ernst war, dass er sie fortschickte, und so stieg sie über den Hund und die auf dem Boden liegenden Zeitungsseiten, um wieder in die Küche zu gehen. Sie konnte hören, wie Harold und die Jungen über das japanische Reich und den Krieg in Europa sprachen, während sie den restlichen Kaffee auf den Herd stellte und das Gas anzündete.

„Hier, ich zeige es dir auf der Karte, Herbert“, hörte sie Harold sagen, während das Rascheln der Zeitung ihr verriet, dass er sie beiseitelegte.

Der Radiosprecher fuhr fort, das Ausmaß der Verwüstung zu beschreiben, ihre Söhne stellten ängstliche Fragen und Ginny konnte

nichts tun, als in der Küche zu stehen und darauf zu warten, dass der Kaffee wieder heiß wurde. Sie wusste, dass ihr Leben auf keinen Fall so weitergehen konnte wie bisher – alles hatte sich mit einem Schlag verändert. Ihr Land war angegriffen worden und ihr Volk würde in noch einen schrecklichen Krieg hineingezogen werden. Sie fühlte sich völlig hilflos.

„Ich will etwas tun“, sagte sie laut.

Virginia dachte an ihre Sorge von vorhin, dass Harold ein Verhältnis haben könnte, und plötzlich erschien sie ihr geradezu banal.

### *Helen*

Miss Helen Kimball lag im Bett und lauschte dem Läuten der Glocken in der Ferne. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie keinen Grund, zum Gottesdienst zu gehen, denn seit heute Morgen glaubte sie nicht mehr an Gott. Als der Wecker sie zur üblichen Zeit für den Kirchengang geweckt hatte, hatte sie ihn ausgestellt und war entschlossen im Bett geblieben. Von dort aus betrachtete sie seitdem durch ihr Schlafzimmerfenster die winterlichen Äste der Bäume. Aber jetzt zog der einfach unwiderstehliche Duft von Kaffee zu ihrem Zimmer herauf, und so kroch sie unter den Laken hervor, zog ihren Morgenmantel und die Hausschuhe an und ging in die riesige Küche hinunter. Minnie, die Haushälterin ihrer Eltern, summte, während sie die Kartoffeln fürs Mittagessen schälte. Ein Sonntagshut saß auf ihrem lockigen grauen Haar und unter der Schürze trug sie ihr bestes Kleid. Minnie drehte sich um, als sie Helen hörte, und riss überrascht die dunklen Augen auf.

„Also, Miss Helen! Ich dachte, Sie sind schon längst in der Kirche, dabei haben Sie ja noch Ihr Nachthemd an. Sind Sie krank?“

„Nein, mir geht es ausgezeichnet.“ Sie nahm einen Becher aus dem Schrank und goss sich Kaffee ein. Minnie legte ihr Küchenmesser beiseite und trocknete sich die Hände an ihrer Schürze ab.

„Dann mache ich Ihnen schnell Frühstück.“

„Nein, machen Sie ruhig weiter. Ich kann mir selbst einen Toast machen.“

Minnies dunkles Gesicht sah besorgt aus, als sie zusah, wie Helen

einen Laib Brot aus der Brotdose holte, zwei Scheiben abschnitt und sie in den Toaster schob. „Kommen Sie nicht zu spät zur Kirche, Miss Helen?“

„Ich gehe nicht hin.“

„Sie gehen nicht in die Kirche? Was tun Sie denn sonst?“

„Hm ... ich weiß noch nicht, was ich heute Vormittag mache. Aber ich weiß, dass ich ihn nicht damit verbringen werde, Choräle zu singen und Glaubensbekenntnisse herunterzubeten und mich durch eine sinnlose Predigt zu gähnen. Wozu soll ich in die Kirche gehen, wenn ich das alles doch gar nicht glaube?“

„Seit wann glauben Sie es denn nicht mehr?“

„Das weiß ich nicht so genau“, sagte sie schulterzuckend. „Aber heute Morgen ist es mir endlich klar geworden, also habe ich beschlossen, zu Hause zu bleiben, anstatt eine Heuchlerin zu sein.“

„Aber Sie können Ihren Glauben nicht verlieren, Miss Helen. Wissen Sie denn nicht, dass die Bibel sagt: ‚Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber seine Seele verliert?‘“

„Doch, ich erinnere mich an den Vers“, sagte Helen, während sie nach ihrem Toast sah. „Und auf mich trifft er auf jeden Fall zu. Die Ärzte sagen, in ein paar Monaten erbe ich Vaters Vermögen – mehr Geld, als ich in meinem Leben jemals ausgeben kann. Vor allem, weil ich bald fünfzig werde und ohnehin schon mehr als die Hälfte meines Lebens vorbei ist.“

Ihr Leben ging vielleicht weiter, aber Helen wusste, dass ihre Seele eindeutig verloren war. Sie war in ihr verschrumpelt und schon vor einiger Zeit gestorben. Aber seit heute Morgen war ihr das gleichgültig.

Als Minnie nicht antwortete, blickte Helen auf. Der besorgte Ausdruck auf Minnies Gesicht war sprachlosem Entsetzen gewichen. „Beachten Sie mich gar nicht, Minnie“, sagte Helen und strich Butter auf ihren Toast. „Schälen Sie lieber die Kartoffeln fertig, sonst kommen Sie selbst noch zu spät in die Kirche.“

„Wie soll ich denn an die Kirche oder die Kartoffeln denken, wenn Sie so reden?“

„Oder, noch besser, lassen Sie die Kartoffeln stehen, ich schäle sie selbst zu Ende. Dann habe ich wenigstens etwas Sinnvolles zu tun.“ Sie trug ihre Toastscheiben und den Kaffee zum Küchentisch und setzte sich.

„Sie haben schon mehr als genug damit zu tun, sich um Ihre Eltern zu kümmern.“ Minnie trug den Eimer mit den Kartoffeln zum Tisch, damit sie Helen ansehen konnte, während sie weiterschälte. „Sie meinen das nicht so, wie Sie es sagen, Miss Helen. Sie sind einfach fertig mit den Nerven, das ist alles.“

„Nein, ganz und gar nicht. Dadurch, dass Sie und die Krankenschwestern da sind, habe ich gar nicht so viel zu tun. Ich langweile mich eher, als dass ich erschöpft bin. Letztes Jahr um diese Zeit habe ich noch in der Schule unterrichtet, und der Sonntag war ein willkommener Ruhetag vor der neuen Schulwoche. Jetzt ist er nur noch ein endloser Tag wie jeder andere, an dem ich versuche, nicht verrückt zu werden oder in diesem riesigen, überheizten Monster von einem Haus zu verbrutzeln. Wissen Sie, dass es völlig gleichgültig ist, wie hoch ich die Heizung stelle oder wie viele Decken ich auf Mutters Krankenbett stapele? Sie beschwert sich trotzdem darüber, dass sie friert. Der Kalender sagt, dass wir Dezember haben, aber hier drin fühlt es sich an wie August.“

„Versuchen Sie, das Thema zu wechseln, Miss Helen?“

„Vielleicht ziehe ich mich heute überhaupt nicht an. Wer wird mich schon sehen? Die Krankenschwestern haben ihren freien Tag und meine Eltern haben nie Gäste. Alle ihre Freunde sind entweder tot oder zu alt, um Krankenbesuche zu machen.“

„Warum laden Sie sich nicht ein paar Freunde ein?“

Helen stand auf und trug ihren Teller zur Spüle, ohne zu antworten. Sie hatte keine Freunde – aber sie wollte es so.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Minnie, würde ich gerne in Ihrem Wohnzimmer Radio hören. Ich muss mich hier ein paar Stunden verstecken, für den Fall, dass Vater sich gut genug fühlt, um im Erdgeschoss herumzulaufen. Er würde sicher wissen wollen, warum ich die Kirche schwänze, und ich habe keine Lust ihm zu erklären, warum ich nicht mehr an Gott glaube.“

„Miss Helen! Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen. Sie wissen ganz genau, dass es einen Gott gibt.“

„Also, wenn es einen gibt, dann gleicht er meinem Vater aufs Haar. Sie sind beide reich, mächtig und kommandieren die Leute gerne herum wie Figuren auf einem Schachbrett. Keiner von beiden hat mir besonders viel Liebe entgegengebracht, und die Entscheidungen, die

sie für mich getroffen haben, dienten stets ihren eigenen Interessen, nicht meinen. Zusammen haben sie mein Leben ruiniert.“

Minnie starrte Helen ungläubig an. „Jetzt mache ich mir aber wirklich Sorgen, Miss Helen. Ich arbeite jetzt schon seit zwanzig Jahren hier, aber so habe ich Sie noch nie reden hören.“

„Obwohl Vater weiß, dass er stirbt, hat ihn das kein bisschen weicherziger gemacht. Ich habe meine Arbeit als Lehrerin aufgegeben und mein Haus vermietet, damit ich hierherziehen und mich um ihn und Mutter kümmern konnte, und er hat nicht die geringste Dankbarkeit dafür gezeigt. Er kommandiert mich herum, als wäre ich eine der Bediensteten und streitet sich wegen jeder Kleinigkeit mit mir.“

„Es geht ihm nicht gut, Miss Helen –“

„Und deshalb will er, dass alle anderen sich auch schlecht fühlen. Er ist immer griesgrämig, schwierig und undankbar. Jeden Tag erinnert er mich daran, dass er mir sein Vermögen vermacht. Gestern war ich es so leid, dass ich zu ihm gesagt habe, ich würde sein Geld bis auf den letzten Cent weggeben und ein ganz einfaches Leben führen. Vielleicht mache ich das auch.“

„Es ist gar nicht so einfach, ein einfaches Leben zu führen“, sagte Minnie. „Arm zu sein, ist Schwerstarbeit. Sie sollten es lieber nicht ausprobieren, Miss Helen.“

„Einmal hätte ich es fast getan, wissen Sie, als ich noch jünger war. Ich hätte das alles hier beinahe um der Liebe willen aufgegeben.“

„Und ich wette, heute sind Sie froh, dass Sie es nicht getan haben. Wenn man mit dem Herzen statt mit dem Kopf denkt, kommt nie etwas Vernünftiges dabei heraus, wenn Sie mich fragen.“

„Vielleicht haben Sie recht ... Aber jetzt ist es ohnehin zu spät. Ich werde es nie mit Sicherheit wissen.“ Und Helen würde für immer mit diesem *Was-wäre-gewesen-wenn* leben müssen.

Minnie viertelte die Kartoffeln und verteilte sie zusammen mit dem Fleisch, den Möhren und den Zwiebeln auf einem tiefen Backblech. „Das hier ist um halb eins fertig“, sagte sie, als sie die Backform in den Ofen schob. „Aber wir beide sind noch nicht fertig mit unserer Unterhaltung über den Glauben an Gott, Miss Helen.“ Sie nahm ihre Schürze ab, hängte sie an die Küchentür und schlüpfte in ihren Mantel. „Meine Enkelin wird jede Minute hier sein und mich zur Kirche abholen. Lassen Sie es sich gesagt sein: Ich werde heute für Sie beten.“

„Verschwenden Sie Ihre Gebete nicht auf mich, Minnie. Die Ärzte sagen, dass meinen Eltern nicht mehr viel Zeit bleibt. Beten Sie lieber für sie.“

„Ich bete für Sie alle“, sagte sie. Dann schloss sie die Tür hinter sich.

Helen versteckte sich den ganzen Vormittag über im Dienstboten-trakt, aber ihr Vater kam nicht herunter. Gegen Mittag ging sie schließlich nach oben, um sich anzuziehen, dann nahm sie Minnies Rinderbraten aus dem Ofen und trug ein Tablett mit Essen zu ihrem Vater hinauf. Sie trat in sein Zimmer und verließ es wieder, bevor er die Gelegenheit hatte, etwas zu ihr zu sagen. Sie stocherte ein wenig in ihrem eigenen Essen herum, während sie allein in der Küche saß und sich wünschte, Minnie wäre da, um ihr Gesellschaft zu leisten. Dann schnitt Helen etwas Fleisch, Kartoffeln und Möhren in kleine Stücke und brachte ein zweites Tablett ins Zimmer ihrer Mutter.

„Soll ich dir dabei helfen?“, fragte sie.

Ihre Mutter legte eine Hand ans Ohr. „Wie bitte?“

„Brauchst du Hilfe beim Essen?“

„Nein, das schaffe ich schon. Und du brauchst nicht so zu schreien.“

Helen setzte sich in einen Sessel am Bett ihrer Mutter und trommelte mit den Fingern auf der Armlehne. Der lange Nachmittag dehnte sich endlos vor ihr aus. „Soll ich dir etwas vorlesen?“, fragte sie schließlich.

„Was hast du gesagt?“

„Nichts.“ Helen hätte brüllen müssen, um gehört zu werden, und dann wäre sie anschließend heiser gewesen. Sie sehnte sich danach, irgendetwas zu tun, eine Sache in die Hand zu nehmen, aber sie war machtlos – gefangen in einem stillen, lieblosen Haus, in dem sie darauf wartete, dass alle starben.

Als sie die quälende Stille nicht länger ertragen konnte, trug Helen das Radio vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer ihrer Mutter und stellte einen Sender ein, der klassische Musik spielte. Mitten im ersten Satz von Beethovens Dritter Sinfonie brach die Musik plötzlich ab.

„Wir unterbrechen diese Sendung für eine Sonderausgabe der Nachrichten.“ Die ernste Stimme des Sprechers ließ Helens Herz schneller schlagen. „Ein Sprecher des Weißen Hauses hat soeben bestätigt, dass Japan heute Morgen um kurz vor acht hawaiianischer Zeit überraschend Einrichtungen des US-Militärs auf der Insel O’ahu angegriffen hat. Alle wichtigen amerikanischen Militärstützpunkte auf den Inseln von Hawaii

wurden getroffen, darunter auch die Pazifikflotte der Vereinigten Staaten, die in Pearl Harbor vor Anker lag.“

„Was hat er gesagt?“, wollte Helens Mutter wissen.

„Nichts.“ Helen schaltete schnell das Radio aus. „Es gibt ein Problem mit der Übertragung. Technische Schwierigkeiten.“

Helens Mutter hatte nur noch wenige Monate zu leben. Warum sollte sie sie in ihren letzten Tagen mit solchen Nachrichten belasten, besonders nach all den Verlusten, die sie in ihrem Leben hatte erleiden müssen? Helen konnte die Neuigkeit ja selbst kaum fassen. Wenn es stimmte, dann war Amerika drauf und dran, wieder in einen Krieg einzutreten. Wie ein wiederkehrender Albtraum würde auch dieser Weltkrieg wieder ein Blutbad anrichten und viel zerstören. Der erste Krieg hatte Helens Leben in seinen Grundfesten erschüttert. Ein zweiter Krieg würde die Vernichtung vielleicht vollkommen machen.

„Vielleicht solltest du dich ein bisschen ausruhen“, sagte sie zu ihrer Mutter. Geschwind half sie ihr, sich unter dem Deckenberg hinzulegen, dann trug sie das Radio ins Wohnzimmer hinunter und schaltete es wieder ein.

*„ ... Mehrere Schlachtschiffe und Zerstörer stehen in Flammen und die Verletzten strömen in die Notfallstationen. Berichten zufolge sind Matrosen auf den sinkenden Schiffen in ihren Kabinen gefangen, wo sie schliefen, als die erste Welle des feindlichen Angriffs sie ohne Vorwarnung überrollte. Die inoffizielle Zahl der Todesopfer liegt bei mehr als neunhundert, und man geht davon aus, dass sie noch steigen wird.“*

Über eine halbe Stunde lang lauschte Helen in sprachlosem Entsetzen der Berichterstattung, bevor sie das Radio schließlich ausstellte. Wie konnte ein liebender Gott eine solche Katastrophe zulassen? Wie konnte er danebenstehen und zusehen, wie hilflose Männer in ihren Kajüten starben? Wenn er etwas so abgrundtief Böses nicht verhindern konnte, dann war er nicht sehr mächtig. Und wenn Gott das Massaker hätte verhindern können, aber sich dagegen entschieden hatte, dann sah Helen nicht ein, warum sie ihm vertrauen sollte.

„Wo warst du, als all das passiert ist?“, fragte sie laut. Aber ihr war klar, es gab keinen Gott, der ihre Frage hätte hören, geschweige denn beantworten können.

Rosa Bonelli erwachte mit einem mordsmäßigen Kater. Die Sonne war über das Wohnhaus auf der anderen Straßenseite geklettert, und als das Licht auf Rosas Bett fiel, durchfuhr ein stechender Schmerz ihren Kopf. Sie blinzelte zu ihrem Wecker hinüber. Halb elf vormittags. Was für ein Tag war heute doch gleich? Sonntag? O nein! Rosa musste in einer Stunde bei der Arbeit sein, und ihr Kopf fühlte sich an, als würde er jeden Moment wie ein rohes Ei zerbrechen.

Sie kroch aus dem Bett, zog einen Morgenmantel über und schlurfte in die Küche, in der Hoffnung, dort Tomatensaft zu finden. Die bauffällige Küche enthielt genügend Alkoholika, um eine kleine Bar zu eröffnen, aber im Kühlschrank gab es nichts außer einem säuerlichen Gestank. Rosa fluchte und schloss die Tür, dann lehnte sie sich Halt suchend dagegen.

Sie fragte sich, wo Mona, ihre nutzlose Mutter, steckte. Dann erinnerte sie sich daran, dass Mona heute die Frühstücksschicht für eine Freundin übernommen hatte. Rosa durchstöberte die Schränke nach einer Packung Kaffee und dem Kaffe Zubereiter, wobei sie es vermied, die Schranktüren zu heftig zuzuschlagen, damit ihre Kopfschmerzen nicht noch schlimmer wurden. Die Kaffeemaschine hatte gerade angefangen zu gurgeln, als Monas neuester Freund, ein Schnorrer namens Bob Irgendwas, in Boxershorts und Unterhemd im Türrahmen erschien.

„He, was ist denn das für ein Krach hier?“ Er grinste und zeigte dabei seine schiefen Zähne. „Machst du Kakerlaken platt?“

„Nee, ich mache Kaffee.“ Rosa wandte sich schnell ab und band den Gürtel ihres Bademantels zu. Es gefiel ihr nicht, wie Bob sie musterte – so, als würde er sie mit seinen Blicken ausziehen. Sie hatte ihn von dem Tag an, als er eingezogen war, widerlich gefunden und fühlte sich in seiner Gegenwart immer unbehaglich, vor allem, wenn Mona nicht zu Hause war. Rosa hatte vom ersten Tag an gewusst, dass er niemals ein Vater für sie sein würde. In den zweiundzwanzig Jahren ihres Lebens hatte sie darauf gewartet, dass einer von Monas vielen Liebhabern ihr gegenüber die Vaterrolle einnehmen würde. Es war noch nicht geschehen.

„Willst du auch eine Tasse, wenn er fertig ist?“, fragte sie.

„Ja, klar.“ Bob rührte sich nicht vom Fleck. „Ich muss schon sagen, du bist echt ein hübsches kleines Ding.“

Sie hätte ihm am liebsten eins mit der Bratpfanne übergezogen, aber Mona besaß keine. Rosa wusste, dass sie sich anziehen und verschwinden musste, bevor der glupschäugige Bob auf dumme Gedanken kam. Sie zog zwei Becher aus der überfüllten Spüle und wusch sie aus.

„Ich muss mich für die Arbeit fertigmachen, während der Kaffee durchläuft“, sagte sie zu ihm. „Wenn du mich entschuldigst ...“ Sie versuchte, aus der Küche zu schlüpfen, aber Bob versperrte ihr den Weg.

„Hey, wieso die Eile, Rosie?“

„Ich heiße Rosa, nicht Rosie. Und ich muss in einer knappen Stunde bei der Arbeit sein.“

„Ich habe den Eindruck, du bist immer auf dem Sprung. Können wir uns nicht hinsetzen und uns ein bisschen unterhalten? Freunde werden?“

„Ein andermal vielleicht.“ Sie war versucht zu erwidern, dass ein Wunder geschehen müsse, bevor sie beide Freunde werden könnten, aber sie wollte ihn nicht provozieren, während Mona nicht hier war. Sie versuchte noch einmal, sich an ihm vorbeizuschieben, aber er packte sie am Arm.

„Ich weiß, dass du dich gerne amüsierst, Rosie. Ich habe gesehen, dass du jeden Abend durch die Bars ziehst. Du und ich, wir könnten eine Menge Spaß zusammen haben, während Mona arbeiten ist.“

„Ein andermal, habe ich gesagt!“

Bob war groß und, seinem Griff nach zu urteilen, ein kräftiger Kerl. Rosas Herz begann heftiger zu hämmern als ihr Kopf – und es war nicht leicht, Rosa Bonelli Angst einzujagen. Sie überlegte fieberhaft, was sie tun könnte, aber ihr verkaterter Verstand funktionierte noch nicht richtig. Bob deutete ihr Zögern als Interesse und zog sie an sich.

„Komm her, Süße ...“

„Nein! Lass mich los, du blöder Kerl!“ Sie hob das Knie so kraftvoll wie möglich, woraufhin Bob vor Schmerzen stöhnte und sich krümmte. Sobald sie spürte, dass sich sein Griff um ihren Arm lockerte, riss Rosa sich los und rannte in ihr Zimmer, wo sie die Tür zuknallte und abschloss. Gott sei Dank hatte die Tür ein Schloss! Sie hörte, wie Bob hinter ihr den Flur hinuntertrampelte. Er hämmerte gegen ihre Tür, als wollte er sie zertrümmern.

„Lass mich rein, du kleines Luder! Du kannst hier nicht jeden Morgen in deiner Unterwäsche herumstolzieren und mir dann weismachen, du hättest kein Interesse! Mach die Tür auf!“

Rosa brüllte zurück und sagte ihm ohne Umschweife, wohin er gehen könne, während sie in ihre Kellnerinnenuniform und ihre Schuhe schlüpfte. Es würde nicht mehr lange dauern, bis entweder das Schloss nachgab oder die Tür zerbrach, und dann würde der Schlägertyp in ihrem Zimmer stehen. Der einzige andere Weg hinaus war durch das Fenster und die Feuerleiter hinunterzuklettern. Sie zerrte das Fenster auf und blickte hinunter. Dreckiger Stadtschnee bedeckte New Yorks Straßen, und dem Schwall eisiger Luft nach zu urteilen, die durch das Fenster ins Zimmer strömte, lag die Temperatur unter dem Gefrierpunkt. Aber Rosa hatte keine Möglichkeit, ihren Mantel und die Handschuhe aus dem Schrank im Flur zu holen.

Bob begann zu fluchen, während er weiter auf die Tür einschlug. „Mach auf oder ich trete die verdammte Tür ein!“

Rosa schnappte sich einen Pullover und kletterte auf das Fensterbrett, um von dort aus die wacklige Feuerleiter hinunterzuklettern, während sie versuchte, nicht daran zu denken, dass es von ihrem Fenster aus fünf Stockwerke nach unten ging. Abblättrender Rost färbte ihre Hände, als sie das Geländer umfasste. Sie hoffe, die baufälligen alten Sprossen würden ihr Gewicht halten.

Zwei Meter über der Straße endete die Feuerleiter plötzlich, und sie musste sich fallen lassen. Ihre Knie zitterten so sehr, dass sie Rosa nicht trugen und sie auf dem Bürgersteig zusammensackte. Die Leute starrten sie an, als wäre sie aus einem Irrenhaus geflohen. Sie konnte sich vorstellen, wie sie aussah, mit dem halb zugeknöpften Kleid, ungekämmten Haaren und ohne Mantel. Es war ihr egal. Schnell rappelte sie sich auf, weil sie fürchtete, Bob könnte sie verfolgen. Sie rannte los und lief die vier Häuserblocks zu dem Restaurant, in dem Mona arbeitete, so schnell sie konnte.

„Wenn du mich anpumpen willst, hast du kein Glück“, sagte Mona, als sie Rosa sah. „Ich gebe dir kein Geld mehr.“

„Ich bin nicht wegen Geld hier“, sagte Rosa mit klappernden Zähnen. „Ich bin gerade noch deinem lieben Bob entkommen. Er hat versucht, mich festzuhalten und –“

„Hast du mit ihm geflirtet? Ich weiß, dass du gerne flirtest, Rosa.“

Und ich habe dir schon mal gesagt, dass du dich damit irgendwann in Schwierigkeiten bringst.“

„Ich habe nicht geflirtet! Ich habe nur versucht, Kaffee zu kochen, und da hat er mich angegrapscht!“

„Das glaube ich nicht. Bob ist nicht so.“

„He! Ist dir vielleicht aufgefallen, dass ich nicht einmal einen Mantel an habe? Ich musste die idiotische Feuerleiter runterklettern, damit er mich nicht vergewaltigt!“

„Ich habe keine Zeit für dein Gezeter, Rosa. Meine Kunden warten. Was willst du von mir?“

„Was ich will? Erst einmal hätte ich in den letzten zweiundzwanzig Jahren gut einen Vater gebrauchen können. Jemanden, der auf mich aufpasst und mich vor Widerlingen wie Bob beschützt. Aber das ist wohl zu viel verlangt.“

Rosa stürmte davon, bevor Mona antworten konnte, und lief aus der Tür. Es war ein langer Fußmarsch bis zu dem Imbiss, in dem sie arbeitete, und sie hatte mehr als genug Zeit, ihre Tränen unter Kontrolle zu bringen, bevor sie bei der Arbeit ankam. Es waren nicht viele Gäste da, weil es für die Soldaten vom nahe gelegenen Marinestützpunkt noch zu früh war. Deshalb hatten Rosa und ihre Kollegin Lorraine Zeit zum Reden.

„Ich kann dich irgendwo bei mir mit reinquetschen“, sagte Lorraine, nachdem sie Rosas Geschichte gehört hatte. Sie reichte ihr ein Taschentuch, damit sie ihre Tränen trocknen konnte. „Ich habe zwar nicht viel Platz, aber wir kriegen das schon hin. Du kannst jedenfalls nicht mit einem Typen wie Bob zusammenwohnen, so viel steht fest.“

Lorraine lieb Rosa etwas Make-up und eine Haarbürste. Es dauerte lange, bis ihre Hände aufhörten zu zittern und sie Kaffee einschenken konnte. Den ganzen Tag über blickte sie immer wieder nervös in Richtung Tür, weil sie sich Sorgen machte, dass Bob kommen und auf Rache aus sein würde. Ihr war, als würde die Schicht nie enden.

Irgendwann am Nachmittag kam der Mann vom Brezelstand an der Ecke in den Imbiss gestürzt und rief so laut, dass alle es hörten: „Hey, habt ihr schon gehört? Sie haben gerade das Spiel der Giants unterbrochen – die Japaner haben heute Morgen Pearl Harbor bombardiert! Sie haben versucht, die ganze US-Flotte zu versenken!“

„Ach, du bist doch verrückt“, sagte ein Gast am Tresen. „Japanische

Flugzeuge können doch gar nicht so weit fliegen. Ihnen würde der Treibstoff ausgehen.“

„Wie auch immer sie es angestellt haben, sie haben es jedenfalls getan! Stell das Radio an und hört selbst!“

Rosa brachte einer Gruppe Soldaten in einer Nische die Rechnung und flirtete ein bisschen mit ihnen, um ein großes Trinkgeld zu bekommen. Dann eilte sie zur Durchreiche, um der Berichterstattung im Radio zu lauschen, das der Koch inzwischen eingeschaltet hatte. Atmosphärische Störungen zischten wie Hamburger in der Pfanne, und dann ertönte schließlich die Stimme des Nachrichtensprechers:

*„... in Pearl Harbor, wo die Vereinigten Staaten heute früh angegriffen wurden. Das Schlachtschiff Arizona, die West Virginia und neunzehn weitere Schiffe der US-Pazifikflotte wurden beschädigt oder versenkt. Außerdem haben die Japaner mehr als einhundertachtzig amerikanische Kampfflugzeuge am Boden zerstört. Die Zahl der Todesopfer liegt bei fast tausend und steigt weiter ...“*

„Heilige Makrele!“, flüsterte der Koch. „Jetzt sind wir in diesen Krieg verwickelt, das steht fest. Da kann ich ja gleich losziehen und mich freiwillig melden.“

Rosa lehnte sich gegen den Tresen, denn zum zweiten Mal an diesem Tag wollten ihre Beine sie nicht mehr tragen. Aber Bobs plumper Angriff war nichts im Vergleich zu diesem hier.

„Ich will einfach nicht glauben, dass es wahr ist“, sagte Lorraine. Sie und Rosa klammerten sich aneinander, während sie den düsteren Nachrichten lauschten.

*„... Der Angriff auf Pearl Harbor hat die amerikanische Flotte wirksam geschwächt, sodass die Vereinigten Staaten gegen weitere Angriffe nicht gerüstet sind. Es wird erwartet, dass Präsident Roosevelt den Kongress auffordern wird, den Krieg zu erklären –“* Der Koch stellte angewidert das Radio aus.

„Ich sehe furchtbar aus“, sagte Lorraine und wischte sich ihre durch die Tränen verschmierte Wimperntusche mit der Schürze von den Wangen. „Komm, wir machen Pause.“ Sie zog Rosa in die Damentoilette.

Rosa lehnte sich an die geflieste Wand und starrte ihr Spiegelbild aus tief liegenden Augen an. „Weißt du was, Lorraine? Ich bin es leid, nicht zu wissen, was kommt, wenn ich morgens aufwache. Mein Le-

ben ist wie eine Motorradfahrt auf Coney Island: Ich kann mich nur festhalten, während es mich hin und her schleudert und sich alle zwei Sekunden die Richtung ändert.“

„Motorradfahrten sind klasse, wenn man sich an einem süßen Jungen festhalten kann.“

„Ja, aber im Moment habe ich keinen. Ich habe die Nase voll von den Schlaglöchern und Kurven, von Aushilfsjobs und davon, mir Widerlinge wie Bob vom Leib zu halten. Ich kann mich auf nichts und niemanden verlassen. Klar, ein paar von den Matrosen, mit denen ich ausgegangen bin, haben geschworen, dass sie mich lieben, aber sie sind auch nicht länger geblieben als die nichtsnutzigen Freunde meiner Mutter. Und jetzt das – ein Überraschungsangriff, noch ein Krieg. Alles wird sich verändern.“

Lorraine tupfte ihren Lippenstift mit einem Papiertuch ab. „Vielleicht sollten wir uns beim Frauenkorps der Armee melden oder so.“

„Ach nee, da muss man sein Zimmer aufräumen und morgens total früh aufstehen.“ Rosa zupfte an ihren Haaren und schob ein paar vorwitzige Strähnen wieder unter das Haarnetz. „Ich weiß, dass das Leben kein Märchen mit Happy End ist, aber ich verlange doch wirklich nicht viel – nur einen netten Typen, der mich liebt.“

„Ja, und vielleicht ein Häuschen im Wald, wie Schneewittchen.“

„Wie ich mich kenne, bekomme ich die sieben Zwerge ab anstatt den Prinzen.“

„He, Rosa, dein Kunde will noch Kaffee“, sagte eine andere Bedienung zu ihr, als sie und Lorraine wieder hinter dem Tresen erschienen.

„Was sonst“, seufzte Rosa und nahm die Kaffeekanne. Selbst wenn das Leben unvorhergesehene Wendungen nahm, blieben manche Dinge immer gleich. Wenn doch nur die Karussellfahrt endlich zu Ende wäre und sie mit ihrem attraktiven Prinzen nach Hause gehen könnte.

## *Jean*

Jean Erickson saß im Kino und hielt die Hand ihres Freundes, aber ihre Gedanken wanderten immer wieder von dem Film der Sonntagnachmittagsvorstellung zu dem Aufsatz, den sie noch für den morgigen Geschichtsunterricht schreiben musste. Im Stillen legte sie sich ihre

Argumente zurecht, während der Film *Sergeant York* über die Leinwand flimmerte.

Sie hatte Russ gesagt, dass sie nicht ins Kino mitkommen konnte, als er zum Hof ihrer Familie hinausgefahren war, um sie einzuladen. „Ich muss noch meine Hausaufgaben zu Ende machen und dann muss ich für den Chemie-Test lernen und –“

„Warum? Damit du eine Eins statt einer Zwei schreiben kannst?“ hatte Russ gefragt. „Würde die Welt untergehen, wenn du nur eine Zwei bekommst?“

„Ich brauche überall Einser, damit ich im Herbst ein Stipendium bekomme. Meine Eltern haben nicht genug Geld, um mich aufs College zu schicken und –“

„Komm schon, Jean. Der Film dauert doch nur zwei Stunden. Du kannst noch den ganzen Abend lernen.“ Russ hatte sich an Jeans Zwilingsbruder John gewandt, der ihr gegenüber am Küchentisch saß. „Hilf mir, sie zu überreden, Kumpel. Und du solltest auch mitkommen. Wir fahren bei Sue vorbei und gehen zu viert.“

„Super Idee.“ John hatte sein Geschichtsbuch zugeschlagen und sich erhoben. „Gehen wir, Schwesterlein. Wir können später weiterlernen.“ Jean hätte es vielleicht geschafft, Russ zu widerstehen, aber ihr Zwilingsbruder konnte sie zu allem überreden. Und so kam es, dass sie jetzt im Kino saß und sich mit Russ eine Schachtel Datteln teilte, während sie sich Gedanken über ihren Aufsatz machte.

Plötzlich flackerte die Leinwand auf und wurde dann dunkel. Die Tonspule des Films wurde angehalten. Das Publikum stöhnte auf. Jemand in der Loge protestierte, als das Licht im Saal anging. Der Kinobesitzer pustete mehrmals ins Mikrofon und fragte: „Ist das Ding an?“ Er blies wieder. „Test ... Test ... können Sie mich hören?“ Immer mehr Buhrufe ertönten.

„Meine Damen und Herren“, sagte der Mann schließlich, „es tut uns leid, dass wir die Vorführung unterbrechen mussten, aber wir haben gerade eine wichtige Sondermeldung erhalten. Heute früh haben die Japaner einen Überraschungsangriff auf die US-Flotte in Pearl Harbor geflogen.“

Jean hielt die Luft an. Im Kino herrschte plötzlich eine Totenstille.

„Die ersten Meldungen besagen, dass über dreihundert japanische Flugzeuge an dem Angriff beteiligt waren, darunter Torpedoflugzeuge,

Bomber und Jäger. Acht Schlachtschiffe der US-Marine wurden den Berichten zufolge beschädigt oder versenkt, dazu drei Zerstörer. Bis zu zweihundert amerikanische Flugzeuge wurden am Boden zerstört oder unschädlich gemacht. Es wird von Hunderten von Toten gesprochen.“

Jean schnappte nach Luft. „Russ, mein Bruder Danny ist in Pearl Harbor stationiert!“

„Ich dachte, er wäre im Norden bei den großen Seen.“

„Nein, das war vor seinem Heimaturlaub im letzten Jahr. Danach haben sie ihn nach Pearl Harbor geschickt.“ Bis heute hatte sie sich keinerlei Sorgen um Dannys Sicherheit gemacht. Amerika hatte mit dem Krieg schließlich nichts zu tun. Sie beugte sich vor, um ihren Bruder John anzusehen, der im gleichen Moment auf seinem Sitz nach vorne rutschte. „Ist das die Wahrheit?“, fragte sie ihn.

„Ich weiß es nicht. Wir gehen besser heim und überprüfen das.“

Überall im Kino standen die Leute auf und zogen ihre Mäntel an, um zu gehen. Jean hoffte, dass das alles ein böser Traum war, als sie ihre Jacke nahm und zu Russells Pick-up hinauseilte. Ihre Beine fühlten sich schwach und zittrig an.

„Vielleicht ist das nur ein schlechter Scherz“, sagte sie, als sie auf den Beifahrersitz kletterte, „wie diese Radiosendung vor ein paar Jahren, wisst ihr noch?“

„Du meinst ‚Krieg der Welten‘?“, fragte John. „Das hat damals eine riesige Panik ausgelöst. Ich glaube nicht, dass sie es wagen würden, noch so eine Nummer zu bringen.“

Sie brachten zuerst Johns Freundin nach Hause, dann fuhr Russ den Wagen seines Vaters mit halsbrecherischer Geschwindigkeit über die Landstraßen zu Jeans Farm. Dabei hüpfen sie alle drei auf den ausgeleierten Sprungfedern der Sitze herum wie Popcorn in einem heißen Topf. Puderschnee wehte über die brachliegenden Felder, an denen sie vorbeirasteten.

„Wir haben gerade einen Brief und ein Foto von Danny erhalten“, sagte Jean und dachte daran, wie er auf dem Bild aussah, die weiße Matrosenmütze schief auf dem Kopf. „Er hat davon geschwärmt, wie schön die Inseln sind und wie mild das Wetter ist.“

„Ich verstehe nicht, wie die japanischen Flugzeuge nah genug herankommen konnten, um Hawaii anzugreifen, ohne dass jemand sie

bemerkt hat“, sagte John während der Fahrt. „Warum hat es keine Warnung gegeben?“ Niemand wusste eine Antwort darauf.

*Bitte, Gott, mach, dass Danny nichts passiert ist*, betete Jean.

Sie lief ins Farmhaus, sobald sie vor ihrem Elternhaus ankamen, und hielt sich gar nicht erst damit auf, ihre Stiefel auszuziehen. „Ma!“, rief sie. „Hast du die Nachrichten gehört? Die Japaner haben –“

„Schh!“, brachten ihre Geschwister sie vom Wohnzimmer aus zum Schweigen. Jean sah, dass alle um das Radio versammelt waren und gebannt lauschten. Sie ließ sich neben ihrer Mutter auf der Armlehne des Sofas nieder.

*„... Mehr als dreihundert japanische Kampfflugzeuge waren an dem Angriff gegen Einrichtungen des amerikanischen Militärs auf der Insel O'ahu beteiligt. Betroffen sind Wheeler Field, Hickham Field und Pearl Harbor. Alle Angehörigen von Militär und Zivilschutz – ausgenommen Frauen – sind zum Dienst einberufen worden. Frauen und andere Zivilisten sollen sichere Orte aufsuchen und sich bis auf Weiteres drinnen aufhalten.“*

Die Familie lauschte schweigend, bis der Sprecher begann, das Gesagte zu wiederholen, und dann redeten Jeans Schwestern und Brüder plötzlich alle durcheinander.

„Haben sie etwas über Dans Schiff, die *California*, gesagt?“, fragte Jean ihre Mutter.

„Sie haben die *Shaw* und die *West Virginia* erwähnt“, sagte ihr jüngerer Bruder Howie.

„Die anderen Schiffe können sie noch nicht klar erkennen“, fügte ihr Vater hinzu. „Es ist überall zu viel Qualm.“

Jean hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten. „Ich hoffe, Danny ist nichts passiert.“

Ihre Mutter nahm ihre Hand und drückte sie tröstend. „Gott hat alles in der Hand, Jeannie. Das darfst du nie vergessen. Die Mächtigen und Staaten dieser Welt haben nicht das Sagen, sondern Gott.“

„Aber Danny –“

„Er wird sich melden, sobald er kann. Es hat keinen Sinn, sich im Voraus Sorgen zu machen. Ich überlasse meine Sorgen Gott.“

Jean wünschte, sie hätte auch nur einen halb so starken Glauben wie ihre Mutter. „Ich verstehe nicht, wie ihr hier so ruhig sitzen könnt, nach dem, was passiert ist und –“

„Ich gehe morgen und melde mich bei der Luftwaffe“, unterbrach John sie.

„Das kannst du nicht! Wir gehen im nächsten Herbst aufs College, erinnerst du dich?“

„Aus dem College wird nichts, Jeannie. Wenn diese Nachrichten wahr sind und Amerika wirklich angegriffen wurde, dann stellt das unser Leben komplett auf den Kopf. Ich kann mich genauso gut freiwillig melden, bevor ich eingezogen werde.“

„Ich auch“, sagte Howie. „Ich komme mit.“

„Ihr habt beide noch genug Zeit, euch freiwillig zu melden, wenn ihr euren Highschoolabschluss gemacht habt“, sagte Jeans Mutter ruhig. „Man kann nicht Soldat werden, wenn man noch keine achtzehn ist, Howie. Und sie würden keinen von euch beiden ohne Schulabschluss die Pilotenausbildung machen lassen.“

„Ihr müsst überhaupt nicht kämpfen, wisst ihr“, sagte Russell. Er war Jean ins Haus gefolgt, ohne dass es ihr bewusst gewesen war. „Wir können uns alle vom Militärdienst befreien lassen, weil wir Farmer sind.“ Alle starrten ihn an, als hätte er japanisch gesprochen. „Das stimmt. Ich habe es nachgelesen. Wir brauchen nicht zur Armee, wenn wir zu Hause bleiben und die Farm bewirtschaften.“

„Aber ich will für mein Land kämpfen“, sagte John.

„Ich auch“, ertönte das Echo von Howie.

„Ich würde mich sofort melden, wenn ich ein Mann wäre“, sagte Jean. Es war nicht das erste Mal, dass es sie frustrierte, als Mädchen zur Welt gekommen zu sein.

„Du könntest zum Frauenkorps gehen“, schlug John ihr vor.

„Und eine bessere Sekretärin werden? Nein, danke! In der Armee dürfen Frauen nichts tun außer Uniform tragen und Briefe tippen.“

„Natürlich nicht“, sagte Russ. „Du findest doch wohl nicht, dass Frauen kämpfen sollten, oder?“

An jedem anderen Tag hätte Jean das mit ihm diskutiert, aber heute nicht. Sie machte sich zu große Sorgen um Danny, als dass sie einen Streit über die Gleichberechtigung von Frauen vom Zaun brechen wollte. „Wie auch immer. Ich werde jedenfalls etwas Nützliches für den Krieg tun“, sagte sie laut. „Ich weiß noch nicht was, aber ich werde meinen Beitrag leisten.“

„Die Japaner haben keine Chance, wenn wir Jeannie im Team haben“, sagte John, woraufhin sie ihn spielerisch in den Arm boxte.

„Ich fahre jetzt besser heim“, sagte Russ und ging zur Tür. „Ich weiß nicht, ob meine Eltern schon von den Ereignissen gehört haben.“ Jean brachte ihn zur Tür. Ihre Schulbücher lagen noch aufgeschlagen auf dem Küchentisch, wo sie sie hatte liegen lassen, um nach dem Kinobesuch gleich weiterarbeiten zu können, aber die Japaner hatten gerade alle ihre Pläne durchkreuzt.

„Bis morgen, Jean.“

Sie gab Russ einen Kuss zum Abschied und versuchte halbherzig, sich wieder ihrem Aufsatz zu widmen, aber sie musste immerzu an ihren Bruder Danny denken und an die Zerstörung von Pearl Harbor. Und wenn ihr Land wirklich in den Krieg zog und Johnny zur Armee ging, würde sie dann jemals am College studieren? Jean wünschte, sie wüsste die Antwort auf diese Frage.